

Bijlage VWO

2010

tijdvak 2

Duits

tevens oud programma

Duits 1,2

Tekstboekje

Googelt unser Gehirn?

Wissenschaftler vermuten, dass unser Gehirn beim Abruf von Informationen wie eine Internetsuchmaschine vorgeht

(1) Eines der spannendsten Rätsel unserer Zeit bleibt die Funktionsweise unseres Gehirns. Wie ist es möglich, dass wir uns an etwas erinnern?

5 Warum können wir uns manche Dinge merken und andere nicht? Fragen wie diese sind ebenso interessant wie schwierig zu erforschen, weil wir unserem Gehirn nicht direkt beim

10 Arbeiten zusehen können. Da helfen auch moderne bildgebende Verfahren wie zum Beispiel die Kernspintomografie wenig, da sie nur zeigen, welche Bereiche des Gehirns gerade aktiv

15 sind, jedoch keinen Schluss darüber zulassen, wie gedacht wird.

(2) Aufschlussreicher sind psychologische Modelle, die versuchen, das Ergebnis einer Gehirnaktivität zu 2.

20 Dafür werden Annahmen darüber getroffen, welche Prozesse im Gehirn

während des Denkens ablaufen. Anschließend wird geprüft, wie gut die Vorhersage des Modells mit dem tatsächlichen Ergebnis des Denkprozesses übereinstimmt. Ein Beispiel:

25 3.

(3) Die Forscher Thomas Griffiths, Mark Steyvers und Alana Firl ermittelten, dass die Google-Suchregel von allen getesteten Modellen am besten vorhersagen konnte, welche Wörter den Probanden als Erstes einfielen.

30 (4) Bedeutet dies, dass unser Gehirn beim Abrufen von Informationen „googelt“? Wahrscheinlich nicht. Die Ergebnisse zeigen nur, dass die Google-Suchregel¹⁾ das beste momentan verfügbare Modell darstellt. Wie unser Gehirn tatsächlich vorgeht und ob es nicht noch bessere Modelle gibt – diese Fragen bleiben weiterhin offen.

noot 1 In essentie wordt de waarde van een pagina bepaald door het aantal malen dat er naar gelinkt wordt vanaf andere internetpagina's. Elke verwijzing betekent een stem voor een pagina. Google analyseert ook de pagina die de stem uitbrengt.

Miss Bundesrat

Eine Wahl in die eidgenössische Regierung war selten so unumstritten: Doris Leuthard, 43, bisher Präsidentin der Christdemokraten und die populärste Politikerin des Landes, wird am Mittwoch voraussichtlich vom Parlament in den siebenköpfigen Bundesrat gewählt werden. Die vier Regierungsparteien – Sozialdemokraten, Christdemokraten, Freie Demokraten und die rechtsgerichtete Volkspartei –, die das Land seit 1959 in einer großen Koalition gemeinsam regieren, sprachen sich vergangene Woche mehrheitlich für Leuthard aus.

Weil es in der Schweiz keinen Ministerpräsidenten mit Richtlinienkompetenz gibt, müssen die sieben gleichberechtigten Regierungsmitglieder alle Entscheidungen in geheimer Abstimmung fällen und anschließend gemeinsam nach außen vertreten. Seit dem Einzug des Milliardärs und Rechtspopulisten Christoph Blocher in die Regierung ist dieses Kollegialsystem allerdings empfindlich gestört, die Stimmung unter den Bundesräten gilt als schlecht – anstatt mit Politik beschäftigten sich die Regierungsmitglieder in den letzten Jahren immer öfter mit sich selbst.

Kommentatoren sind gespannt, ob Leuthard es schaffen wird, sich dank ihrer Popularität als liberales Gegengewicht zum volkstümlichen Justizminister Blocher zu etablieren, dessen Hauptziel es ist, jede weitere Anbindung der Schweiz an die EU zu verhindern. In Fernsehauftritten hatte Leuthard sich für eine vorsichtige Annäherung an Europa ausgesprochen und als liberale Modernisiererin dargestellt – wirtschaftsfreundlich, aber mit sozialem Gewissen. Die Boulevardpresse feiert sie bereits als „Königin Doris I.“ – Kritiker werfen ihr vor, eine bloße Medienfigur zu sein und sich vor klaren Aussagen zu drücken.

Die pragmatische Schweizer Regierungspolitik wird sich auch mit Leuthard höchstens marginal ändern: Das eidgenössische Regierungssystem ist geradezu darauf angelegt, aus Persönlichkeiten blasse Funktionäre zu machen – selbst Blocher, der früher lautstark gegen alles „Linke und Nette“ polterte, ist als Bundesrat ziemlich zahm geworden.

Redselig

Sind Frauen wirklich Quasselstrippen und Männer stille Wasser? Das hängt ganz vom Kontext ab!

(1) Stimmt die verbreitete Vorstellung, dass Schweigen nur für Männer Gold ist, für Frauen aber Silber? Gemäß einer Umfrage des britischen Gallup Instituts für Meinungsforschung glauben tatsächlich nach wie vor beide Geschlechter an die größere Geschwätzigkeit der Frauen. Das entspricht allerdings eher einem Klischee als der Realität. Zwei aktuelle Untersuchungen aus den USA zeigen nämlich: Männer reden genauso viel wie Frauen, wenn nicht sogar mehr.

(2) Die eine der beiden Studien ist bisher eine der größten, die das Gesprächsverhalten von Frauen und Männern unter natürlichen Bedingungen erfasst hat. Matthias Mehl von der Universität von Arizona und seine Kollegen gaben ihren 400 Probanden ein Tonbandgerät mit und „belauschten“ damit die Gespräche ihrer Versuchsteilnehmer. Über einen Zeitraum von zwei bis zehn Tagen zeichnete das Gerät alle zwölf Minuten die Gespräche seines Trägers oder seiner Trägerin auf. Das Ergebnis widerspricht allen Vorurteilen: Hochgerechnet auf einen 17-Stunden-Tag, benutzen Männer im Schnitt 15 700 Wörter, Frauen 16 200 – ein Unterschied, der statistisch bedeutungslos ist.

(3) Noch klarer wird das Vorurteil von munter plaudernden Frauen und vornehm schweigenden Männern in einer zweiten Studie widerlegt. Die Psychologen Campbell Leaper und Melanie Ayres von der University of California in Santa Cruz sammelten alle Veröffentlichungen zum Thema Redeverhalten

aus den Jahren 1968 bis 2004 und fassten die Ergebnisse in einer Metaanalyse zusammen. Ihr überraschender Schluss: Männer reden sogar etwas mehr als Frauen. Und dies gilt sowohl für den Gesamtanteil am Gespräch als auch für Anzahl und Länge der einzelnen Äußerungen.

(4) In bestimmten Konstellationen zeigte sich das besonders deutlich. Bei Gesprächen unter vier Augen etwa waren Männer geschwätziger als in Gruppen, ebenso wenn sie sich Fremden oder ihrer Partnerin gegenüber sahen. Frauen dagegen sprachen mehr als Männer, wenn sie mit ihren Kindern oder ihren Studienkollegen zusammen waren. „Die Sprechzeit in Gruppen gilt in der Sozialwissenschaft als Zeichen für Dominanz“ erklärt Marianne Schmid Mast, Arbeits- und Organisationspsychologin an der Universität Neuchâtel (Schweiz). „Die Ergebnisse zeigen also, in welchen Situationen Männer mehr Dominanz ausüben und in welchen Frauen das stärkere Geschlecht sind.“

(5) Allerdings unterscheiden sich Frauen und Männer nicht nur in ihrer Mitteilsamkeit, sondern sie pflegen auch unterschiedliche Gesprächsstile. Frauen legen im Gespräch vor allem Wert auf Kooperation, bringen eher ihre Gefühle zum Ausdruck, erzählen mehr Persönliches, äußern sich unterstützender und hören aktiver zu als Männer. Bei Männern überwiegt dagegen konkurrierendes Verhalten: Sie zeigen sich im Gespräch 9, machen mehr Vorschläge und äußern häufiger

Widerspruch als Frauen. Außerdem ereifern sie sich mehr, wenn es um unpersönliche, sachliche Themen geht. Dagegen hält sich das vermeintlich starke Geschlecht bei den potenteren Machtmitteln eher zurück: Männer geben laut Metaanalyse nicht mehr Anweisungen und Befehle als Frauen und äußern sogar weniger Kritik.

85 (6) Doch all dies gilt offensichtlich nur, solange der Blick der Öffentlichkeit auf den Gesprächspartnern ruht. Analysierten Leaper und Ayres ausschließlich Gespräche zwischen vertrauten Personen wie Familienmitglie-

95

100 dern und Freunden, verschwanden die Unterschiede weitgehend – sowohl was die Mitteilsamkeit als auch was den Gesprächsstil angeht. „Beide Geschlechter scheinen sich hier weniger an sozialen Rollenerwartungen zu orientieren, als wenn sie den Gesprächspartner nicht so gut kennen“, erklärt Campbell. „Zwar scheint es die Tendenz zu geben, dass manche Männer im Gespräch mit ihrer Partnerin dominanter sind. Aber im Großen und Ganzen nähern sich Frauen und Männer im privaten Umfeld einander an.“

105

Stimmungsmesser

Der Konsument kommt in Lebensphasen, in denen er von der eigenen Vergangenheit eingeholt wird. Gerade trifft es uns mit aller Härte. Die ersten Aussetzer hatte das Schnurlostelefon, dann blieben die Lautsprecher des Fernsehgeräts stumm. Kurz darauf muckte die PSP der Kinder herum. Handy Nummer eins wurde unbrauchbar, weil Tasten prellten, Nummer zwei unansehnlich, weil sich unterm Display Staub beklumpten. Dinge, die ach so günstig in einem der Elektro- und Elektronik-Supermärkte erworben wurden, die uns mit TV-Werbekampagnen unterhalten, die so billig sind wie angeblich ihre Produkte. Zwecks Reklamation oder Reparatur begibt man sich mit den Gerätschaften nach und nach dahin, wo sie hergeholt wurden. Genauer: ins Untergeschoss, hinterste Ecke. Schlangestehen, Warten auf die personalisierte Lustlosigkeit, der es nicht gelingt, nur ein bisschen Interesse für das Problem zu heucheln. „Muss eingeschickt werden“, sagt der Diensthabende immer, wenn er das Netzkabel aufwickelt, einen Zettel ausfüllt und das Gerät für Wochen verschwinden lässt. Manchmal auch: „Reparieren lohnt nicht. Am besten was Neues kaufen.“ Dann auch noch die Xbox, ihre Lade fährt auf Knopfdruck nicht mehr heraus. Lasst mich endlich in Ruhe, raunzt der Familienvater, woraufhin der Gattin nichts anderes übrig bleibt, als mit Gerät und Nachwuchs loszuziehen, um die Nachricht nach Hause zu bringen: „Reparieren lohnt nicht. Am besten eine Neue kaufen.“ In einem gebremsten Wutanfall setzt der Vater dem designierten Elektronikschrott das Küchenmesser an den Ladeschacht, hebt vorsichtig, und siehe: Mit einem Surren öffnet er sich, funktioniert fortan wieder zuverlässig. Hier zeigt sich messerscharf: Irgendwas läuft falsch.

Einwanderung beginnt im Ausland

(1) Kaum zu glauben, aber wahr: Deutschland wird zum Einwanderungsland, und zwar eines, das es den Eliten leicht macht, zu uns zu kommen. Man muss nämlich nicht mehr 84 600 Euro im Jahr verdienen, um als hoch qualifiziert zu gelten, es sollen jetzt auch 64 000 Euro tun. Gut, wir reden hier von etwa 900 Menschen, die in dieser Einkommensklasse im letzten Jahr nach Deutschland kamen. Alle anderen liegen wohl deutlich darunter. Denn es handelt sich hier im Wesentlichen um Familiennachzug von eher älteren Mitbürgern und Asylsuchenden, die mehrheitlich weit unter dem obigen Jahreseinkommen liegen dürften. Bei den Asylsuchenden schwankt die Ablehnungsquote um die 99 Prozent.

(2) Irgendwie ist das alles etwas komisch und ergibt nur insofern einen Sinn, als dass man offensichtlich in unserem Land immer noch der Sehnsucht anhängt, beim notwendigen Duschen doch trocken bleiben zu dürfen. Im Klartext: Deutschland war immer ein Einwanderungsland, und es muss unter allen Umständen auch eines bleiben. Ansonsten wären unsere sozialen Sicherungssysteme unfinanzierbar. Aber einwandern sollten immer nur die Richtigen, das sind jene, die sich selbst und zugleich uns, die wir schon da sind, mit ihrer Einwanderungsentscheidung nützen. Bei den sogenannten Gastarbeitern in den 60er und 70er Jahren gab es einen wechselseitigen Vorteil; Deutschland brauchte im Wesentlichen die Zuwanderung von tendenziell Niedrigqualifizierten, um der boomenden Industriegüternachfrage im In- und Ausland zu begegnen. Eine gezielte Auswahl der Zuwande-

45 rung fand nicht statt – warum auch, sie erfolgte in den Arbeitsmarkt.

(3) Ganz anders beim gegenwärtigen Einwanderungsstrom – er wird mehr und mehr zu einer Zuwanderung in das soziale Sicherungsnetz. Und genau daran kann uns nicht gelegen sein. Unqualifizierte haben wir schon heute mehr als genug, und wir werden in Zukunft noch weniger davon brauchen, weil unqualifizierte Arbeit in Deutschland zu teuer ist. Deshalb brauchen wir – nicht allein in Deutschland, sondern innerhalb der EU – einen Konsens darüber, wen und in welcher Größenordnung wir wann aufnehmen, damit es sowohl uns als auch den Aufgenommenen einen ökonomischen Nutzen stiftet. Die Kriterien sind dabei nicht allein die gegenwärtigen Einkommen, sondern auch beispielsweise das Alter, das Geschlecht oder die Herkunft des Zuwanderungswilligen. Aber aufgepasst, ein solches Einwanderungsland macht sich automatisch an der Grenze die Finger schmutzig – das liegt in der Natur der Sache, die im Prinzip immer auf eine Diskriminierung hinausläuft: Es würde die junge und damit fertile Asiatin mit hohem Bildungsstand und Integrationswillen aufgenommen, während andere aufgrund ihres niedrigen Bildungsstandes oder aufgrund der zu erwartenden Gettobildung schlicht an der Grenze abgelehnt werden würden. Damit wir aber diese Wahl haben, müssen zunächst die entsprechenden Leute auch kommen. Eine schlichte Senkung des oben erwähnten Mindesteinkommens ist hierfür zu wenig – ein paar zusätzliche deutschsprachige Gymnasien in der Welt täten es da eher.

Die Kunst des Miteinanders

Die Welt könnte etwas mehr soziale Intelligenz gut vertragen. Sagt der Psychologe Daniel Goleman in seinem Opus Magnum

(1) Was wäre Ihnen lieber: ein IQ von 130 bei einem EQ von 80 oder umgekehrt? Wenn Sie die Frage verstehen, aber trotzdem nicht sicher sind, wie Sie antworten sollen, haben Sie irgendwann Daniel Golemans Weltbestseller „Emotionale Intelligenz“ (1995) gelesen. Dessen Quintessenz: Mit Gefühlen umgehen zu können, ist ebenso wichtig für ein gelingendes Leben wie räumliche Orientierung oder die Beherrschung logischer Schlussfolgerungen. Außer Dr. McCoy und Mr. Spock vom „Raumschiff Enterprise“⁽¹⁾ hatte das zuvor keiner so schlagend nachgewiesen wie Daniel Goleman, Psychologiedozent an der Harvard Universität und Redakteur für Psychologie und Neurowissenschaft bei der „New York Times“.

(2) Vielleicht prägt Goleman mit „Soziale Intelligenz“ wieder einen Begriff. Das Zeug dazu hat sein neues Opus Magnum jedenfalls. Im Mittelpunkt stehen nicht mehr die Gefühle des Einzelnen, sondern diejenigen unserer sozialen Beziehungen. Die flimmernden MRTs (Magnet-Resonanz-Tomografie) der Neurowissenschaftler zeigen: Wenn Menschen aufeinander treffen, tanzen ihre Gehirnnerven miteinander Tango. Hunderte von Untersuchungen wertet Goleman auf diesen 640 Seiten aus und schafft es, die abstrakten Ergebnisse an eine soziale Wirklichkeit zu binden, die vom Ärger über ungerechte Chefs und Stress mit der Freundin bis zum Kriegstrauma reicht.

(3) Goleman beginnt mit einem Fall jenseits der Labors: Im letzten Irakkrieg näherten sich GIs⁽²⁾ Hilfe suchend einer Moschee. Eine Menschenmenge rottete sich zusammen, die Iraker dachten, ihr religiöses Oberhaupt sei in Gefahr: Zornige Gesichter, Händefuchteln, Schreie in unverständlicher Sprache. In dieser gefährlichen Situation gab Oberstleutnant Christopher Hughes seinen Soldaten einen unerhörten Befehl: nämlich, sich mit einem Bein hinzuknien, die Waffen zu senken und – zu lächeln. Schlagartig veränderte sich der „Mob“, manche schrien weiter, die meisten erwiderten das Lächeln. Der Offizier handelte nach Goleman sozial intelligent: Er fühlte sich in andere ein, begriff nonverbale Signale, wusste, wie deren soziale Welt funktioniert.

(4) Aber ist im Alltag „soziale Intelligenz“ auch so wichtig wie im Krieg? Geht es nicht spätestens beim Geldausgeben um das rationale Kosten-Nutzen-Prinzip, und nicht um Beziehungen? Nun, Experimente weisen nach: Leute sind bereit, auf eigene Gewinne zu verzichten, wenn sie damit verhindern können, dass ein Konkurrent ungerechterweise finanzielle Vorteile erhält. Das lässt traditionelle Ökonomen glatt verzweifeln, nach ihren Theorien will der Mensch nur den eigenen Gewinn optimieren. Auch unsere biologische Raubtiernatur zwingt uns nicht zum kühlen Egoismus: Affen verzichten auf ihr Futter, um Artgenossen Schmerzen zu ersparen, und Ratten verstehen sich auf

80 die Kunst des Flirtens. Diese soziale
Programmierung dient letztendlich
dem Überleben unserer Spezies.
(5) Forscher an der Carnegie Universi-
tät in Pennsylvania haben sogar her-
85 ausgefunden, dass Einsamkeit gesund-
heitsschädlicher ist als Rauchen. Zu
dumm nur, dass wir so viel in allseits
beliebte Antirauchkampagnen stecken,
aber nichts in Maßnahmen gegen
90 Isolation ... Goleman bringt Beispiele
dafür, wie Lieblosigkeit in der Medizin,

am Arbeitsplatz, in Schulen und Ge-
fängnissen, in multikulturellen Kon-
flikten bekämpft werden kann. Er
95 gebraucht, ohne mit der Wimper der
Wissenschaft zu zucken, dieses Wort:
„Lieblosigkeit“ – und schließt mit
einem Zitat des Dichters W.H. Auden:
„Wir müssen einander lieben – oder
100 sterben.“ Ein durchaus erstaunliches
Buch. Oder wie Mr. Spock gesagt hätte:
„Faszinierend“.

noot 1 De Enterprise is een fictief ruimteschip uit de televisieserie Star Trek.

noot 2 GI: Government issued / General Infantry, een benaming voor een Amerikaanse soldaat.

Keine Konfusion!

Der Stammbaum von Konfuzius wird überholt – aber ohne Gentests

Der Geburtstag ist nicht rund, ein Gratulantenrekord winkt dennoch. Zum 2560. Ehrentag des chinesischen Philosophen Konfuzius im September kommenden Jahres basteln seine Nachfahren ein besonderes Geschenk: Lehrmeister Kong („Kong Fuzi“, das „us“ hängten Lateinisch sprechende Mönche an) soll einen neuen Stammbaum bekommen, zum ersten Mal seit 1931. Schon zehn Jahre lang sichtet ein Komitee der Familie Kong dafür unzählige Geburtsurkunden, Sterbescheine und Familiendokumente.

Zwar lehrte Konfuzius, Eltern und Ahnen zu ehren. Der Stammbaum ist aber vor allem ein Geschenk der Lebenden an sich selbst. Denn eine Abstammung vom Philosophen verspricht erhebliches Sozialprestige. So haben 1,3 Millionen Menschen je fünf Yuan, umgerechnet rund fünfzig Cent, gezahlt und ihre Familienpapiere eingereicht. Diesmal dürfen auch Frauen und Ausländer teilnehmen. Das ist neu. Und ganz zeitgemäß soll der Stammbaum digital veröffentlicht werden.

Vom modernsten Instrument der Ahnenforschung will das Kong-Komitee indes nichts wissen: Gentests sind tabu. Weil das Y-Chromosom unverändert vom Vater an den Sohn weitergegeben wird, markiert es unbestechlich die männliche Erblinie. Adoptionen oder die Früchte ehelicher Untreue unterbrechen diese natürlich. So könnte eine simple DNA-Analyse unzählige Kongs als Kuckucks-Nachfahren enttarnen und reichlich Konfusion in der Konfuzius-Community stiften.

Könnte so etwas im Sinne des Meisters sein? Von dem ist der Ratschlag überliefert: „Zu Lebzeiten deines Vaters gib acht auf seine Wünsche, nach dem Tode deines Vaters gib acht auf seine Taten.“

Akt der Liebe

Der Papst ist Organspender – die meisten Christen sind es leider nicht

Papst Benedikt hat ein Herz für seine Mitmenschen – im wahrsten Sinne des Wortes. Die italienische Zeitung *// Messagero* enthüllte vergangene Woche, dass der Heilige Vater schon seit 1980 einen Organspendeausweis mit sich herumträgt und die Weitergabe der eigenen Organe nach dem Tod als einen „Akt der Liebe, der Zuneigung und der Bereitschaft“ begreift.

Man muss sich nun gar nicht ausmalen, was passieren würde, wenn der päpstliche Ernstfall eintreten sollte. Dass Benedikt mit gutem Beispiel vorangeht, ist ein deutliches Signal – an seine Kirche, in der der Hirntod als Kriterium fürs Lebensende noch immer umstritten ist, und an seine deutschen Landsleute, von denen im europäischen Vergleich noch immer viel zu wenige den Spenderausweis haben. Neben irrationalen Ängsten und der Weigerung, sich mit dem eigenen Tod auseinanderzusetzen, spielen bei vielen Menschen gewiss auch 27 eine Rolle. Da ist es gut, wenn der Papst klarstellt, dass auch ein Mensch ohne Herz oder Niere komplett im Himmel ankommt.

Man(n) will nicht erwachsen werden

Hohe Anforderungen schüren die Angst vor der Rolle des Familienvaters. Ungebunden lebt es sich unbeschwerter

- (1) Hamburg – „Forever Young“: gefühltes Alter 35 und das dann 35 Jahre lang. Man(n) möchte nicht alt werden und alt aussehen. Im Gegensatz zu
- 5 vorherigen Generationen ziehen viele von ihnen vor, „hip“, locker und jugendlich zu sein statt die Rolle des Patriarchen einzunehmen. Die jung
- 10 gebliebenen Männer wollen alles mitnehmen, was das Leben bietet. Stören da Kinder und Familie nur? Heute haben wir nur noch halb so viele Kinder
- 15 wie vor 40 Jahren. Zwar legen die jungen Leute immer mehr Wert auf Familie, meinen damit aber weniger die selbst gegründete, sondern die Her-
- 20 kunftsfamilie – „Modell Mama“. Deutschland stirbt aus. Sind daran die Männer schuld?
- (2) Vor der nächsten Schuldzuweisung lohnt ein Blick darauf, wie es um die
- 25 deutschen Männer 30 Jahre nach Erfindung des „neuen Manns“ steht. Feministinnen haben lange nicht beachtet, dass ihre Forderungen schon
- 30 damals den Wünschen vieler Väter entsprachen. Der Familienbericht der Bundesregierung zitiert die US-Soziologin Kathleen Gerson, die bereits vor
- 35 mehr als zehn Jahren festgestellt hat, gerade Frauen seien relativ 29 beabsichtigten Veränderungsprozessen
- 40 der Männer. „In der aktuellen Diskussion über die Emanzipation der Frau und ihre Doppelbelastung kommt die Rolle des Mannes viel zu kurz“, meint
- 45 Professor Horst W. Opaschowski, der Leiter des Hamburger BAT-Freizeit-Forschungsinstitutes. Vielen jungen Männern fehle der Mut und sie fühlten
- 50 sich nicht bereit, familiäre Pflichten zu übernehmen. Je höher der Bildungsgrad ist, desto größer ist auch die Scheu vor der Verantwortung.
- (3) „Ihre Rolle als Haupternährer haben die jungen Männer weitgehend
- 55 verloren“, stellt Opaschowski fest. Immer mehr Frauen stehen erfolgreich ihren „Mann“ – beruflich wie privat. So ziehen sich die jungen Männer in ihre
- 60 eigene Interessenwelt zurück und machen von ihrem Zeugungsverweigerungsrecht Gebrauch. Einerseits besteht zwar die Sehnsucht nach Nest-
- 65 wärme, andererseits sinkt der Kinderwunsch.
- (4) Vier von zehn jungen Männern im Alter von 18 bis 39 Jahren vertreten die Auffassung: „Meine persönlichen
- 70 Freizeitinteressen sind mir wichtiger als eine Familie gründen.“ Der Anteil der männlichen Familiengründungsverweigerer hat in den letzten drei
- 75 Jahren von 34 auf 43 Prozent deutlich zugenommen und ist mittlerweile doppelt so hoch.
- (5) Zwei Bedingungen des „Erwachsenwerdens“ scheinen kaum noch zu vereinbaren: Dauerhafter Erfolg im Beruf und finanzielle Unabhängigkeit
- 80 einerseits und Familie und Berechenbarkeit des Lebenslaufs andererseits. Warum „Erwachsenwerden“, wenn der Preis dafür Unfreiheit, hohe Erwartungen, Erschöpfung, Verantwortung und Überforderung ist?
- (6) Warum sich stattdessen nicht nach des Tages Mühen von Mutti verwöhnen lassen, als sich quengelnden Kindern und einer fordernden Frau auszu-

setzen? Nesthocken ist inzwischen zum Trend geworden. Die Bundeszentrale für politische Bildung hat Themenblätter herausgegeben unter dem Titel

85 „Hotel Mama – die Kunst erwachsen zu werden“. Darin wird vermutet, dass es sich für Jugendliche nicht mehr lohnt, erwachsen zu werden: „Was reizvoll ist am Erwachsenenleben, darf man bereits.“

90 **(7)** Komplizierter werdende Beziehungen und kaum Vorbilder bei erlebten Ehen veranlassen die jungen Menschen, feste emotionale Bindungen aufzuschieben. Heute wagen die Bundesbürger so spät wie nie den Schritt zum Traualtar: Frauen im Schnitt mit 30, Männer mit 33 Jahren. Viele junge Leute betrachten die Familiengründung als Wagnis – so wie früher „mit der Familie auswandern“ ein Lebensrisiko war, heißt es im jüngsten BAT-Bericht.

100 **(8)** Nicht zuletzt wird es in unsicheren Zeiten mit fehlenden Jobs und mit

105

starken Forderungen nach beruflicher Mobilität schwierig, der jungen Generation Mut zu machen, für ihre Zukunft langfristig zu planen. Dazu wäre die Aussicht auf ökonomischen Erfolg wichtig.

110 **(9)** Wie viel Konsumverzicht hat der Kinderwunsch 34 zur Folge? „Zwei Kinder sollen heute schon ungefähr so teuer wie eine Eigentumswohnung sein. Beide machen knapp ein Drittel des Nettoeinkommens aus“, sagt Opaschowski.

115 **(10)** In einer schnelllebigen Zeit müssen die „neuen Väter“ und „neuen Mütter“ wohl neu definiert werden. Die große Herausforderung des „Erwachsenwerdens“ besteht darin, Verantwortung zu übernehmen und Reife zu erlangen, ohne dabei den Spaß am Leben, die Neugier und Spontaneität der Jugend zu verlieren. Auf dieses Potenzial kann weder die Wirtschaft noch unser soziales Umfeld verzichten.

120

125

ANALYSE

Teilchenbeschleunigung

(1) Feinstaub ist eine heimtückische Substanz. Man sieht ihn nicht, man schmeckt ihn nicht, aber mit schleichender Wirkung attackiert er den Körper. Spätestens mit dem Urteil des Bundesverwaltungsgerichts hat er jetzt auch die Politik erwischt. Konkret: die Verantwortlichen in den Städten und Kommunen. Nur: ein heimtückischer Generalangriff auf die politischen Körperschaften war das nicht. Bund, Städte und Gemeinden waren 36.

(2) Seit 2002, seit der Novelle der Bundesimmissionsschutzverordnung, wussten sie, dass sie den krebserregenden Staubpartikeln zu Leibe rücken müssen. Aber ihr einziges Handeln bestand aus kräftigem Augen und Ohren Zuhalten. Als dann, mit ausreichendem Vorlauf, 2005 die europäische Feinstaubrichtlinie mit ihren engen Grenzwerten in Kraft trat, fielen einige demonstrativ aus allen Wolken und wollten auch dann noch ihre Pflicht zum Einschreiten nicht wahr haben.

(3) Erst die Drohung von Anwohnern stark belasteter Straßen, bei Überschreitung der EU-Grenzwerte ihre Stadtoberen vor Gericht zu zerren, wirkte als Teilchenbeschleuniger. Richtig Beine machen ließ sich die Politik aber nicht. Denn ab 2005 begann ein Ping-Pong-Spiel der Verantwortlichkeiten. Mit dem Problem überforderte Kommunen spielten den Ball an die Länder weiter. Dann wurde der schwarze Peter zwischen Bund und Ländern hin und her geschoben. Erst im Frühjahr 2007, zwei Jahre nach

Inkrafttreten der europäischen Feinstaubrichtlinie – und hundertfachen alljährlichen Verstößen dagegen – brachten Bund und Länder die gesetzlichen Voraussetzungen auf den Weg, das Problem einzudämmen: mit bundeseinheitlichen Plaketten, die ungefilterte Dieselfahrzeuge aus bisher stark belasteten Umweltzonen aussperren. Und mit steuerlichen Einmal-Spritzen von 300 Euro zur Umrüstung alter Stinker mit Rußfiltern.

(4) Spätestens seit Inkrafttreten dieser Regelungen haben Städte und Kommunen keine Ausrede mehr fürs Nichtstun. Das Bundesverwaltungsgericht hat es ihnen jetzt nur dick hinter die Ohren geschrieben. Wenn die kommunalen Spitzenverbände nun Horrorszenarien von Klage- und Kostenwellen beschwören, ist das in etwa so legitim wie das Lamento über die dritte Mahnung zur Begleichung einer unbezahlten Rechnung. Diejenigen, die es angeht, die mit Feinstaub belasteten Kommunen, wissen ziemlich genau, dass sie als Klageanwärter auf der Giftliste von Umweltverbänden und Anwohnern stehen. Über 70 Kommunen haben deshalb schon Aktionspläne für bessere Luft in petto. Die Klageandrohungen werden ihnen Beine bei der praktischen Umsetzung machen. Wo Politik klug ist, nutzt sie den Richterspruch als Argument zum raschen – auch unpopulären – Handeln.

(5) Denn wenn zum Jahreswechsel die ersten Fahrverbote für „Feinstaubschleudern“ in Kraft treten, wird es Konfliktstoff pur geben. Dann erwischt

der unsichtbare Feinstaub auch
Lieschen Müller und Otto Normal-
85 verbraucher in all seiner Heimtücke
und Ambivalenz. Auf der einen Seite
wollen sie gesunde Luft, auf der
anderen Seite wollen sie weiter mit

dem alten Diesel-Stinker bis vor die
90 Haustür fahren. Das zeigte sich, als
Stuttgart die für diesen Sommer
geplanten Fahrverbote verschob.
Schlagartig ebte bei Autobesitzern die
Bereitschaft zur Filternachrüstung ab.

„Lehrer im Osten sind befangen“

(1) Köln – Das unzureichende Wissen vieler Jugendlicher über die DDR hängt nach Überzeugung des früheren Stasi-Beauftragten Joachim Gauck vor allem mit der Befangenheit der Ost-Lehrer zusammen. Die älteren Lehrer im Osten seien „zu lange selbst Diener
5 der Diktatur“ gewesen und versuchten, das Thema DDR im Unterricht möglichst zu vermeiden. Dieses Problem sei beispielsweise aus Brandenburg hinlänglich bekannt, sagte der frühere Bundesbeauftragte für die Unterlagen des DDR-Staatssicherheitsdienstes und ehemalige DDR-Bürgerrechtler am
10 Freitag im Deutschlandfunk. Gauck erinnerte daran, dass mit der Wende im Osten „die Lehrerschaft sehr großzügig übernommen“ worden sei. Man habe damals vor allem die DDR-Fachlehrer „nicht einfach auf die Straße setzen“ wollen. Überprüfungen hätten sich auf eventuelle Stasi-Verstrickungen beschränkt. Nicht entlassen worden
15 seien zum Beispiel Lehrer, die in der DDR ein SED-Parteibuch hatten oder Parteisekretäre waren. Die hätten aber oft noch „viel verheerender“ gewirkt. Gauck fügte hinzu, es gebe auch gute, aufgeklärte Lehrer, die kein Problem hätten, die DDR-Geschichte zu besprechen.

20 (2) Gauck betonte, der Jugend könnten die Wissenslücken nicht angelastet werden. Seiner Erfahrung nach seien Jugendliche sehr interessiert an der DDR-Thematik. Dass heute viele Jugendliche so wenig über die DDR wüssten, sei gleichwohl „ein Stück traurige Normalität und zum Kotzen“. Die Studie des Forschungsverbunds SED-Staat an der Freien Universität Berlin hatte ergeben, dass die Trennlinie zwischen Demokratie und Diktatur vielen Schülern nicht be-
25 kannt sei. So habe nicht einmal die Hälfte den SED-Staat explizit als Diktatur bezeichnet und mehr als ein Viertel diese Einstufung ausdrücklich abgelehnt. Mehr als 80 Prozent der Schüler gaben an, nur
30 wenig über die DDR zu wissen, da sie in der Schule nur am Rande behandelt werde.

(3) Der Theologe Gauck kritisierte in dem Zusammenhang die verbreitete DDR-44, die einerseits von der früheren PDS politisch genutzt werde, andererseits von den Menschen getragen sei,
35 die meinten, es könne früher nicht alles schlecht gewesen sein. Als „große Irrtümer“ bezeichnete Gauck, die DDR wäre ein „Arbeiterparadies“ und besonders sozial gewesen. Wer aber die Fakten kenne, könne dieser Gefühlsduselei nicht erliegen.